Protestantenblatt.

Wochenschrift für den deutschen Protestantismus.

Unter Mitwirkung von Gesinnungsgenossen herausgegeben von R. Emde, Bremen, und M. Fischer, Berlin.

37. Jahrgang.

Nr. 6 Bremen-Berlin, den 6. Februar **1904**

Erscheint jeden Sonnabend. — Preis: Vierteljährlich 1,50 Mark. Bei direkter Zusendung 40 Pf. für Porto mehr. — Bestellungen nehmen sämtliche Postanstalten und Buchhandlungen des In- und Auslandes entgegen. Postzeitungsliste 6244 a. — Anzeigen pr. Zeile 30 Pf., Reklame pr. Zeile 80 Pf.

Inhalt: Gottvertrauen. Von J. Heyn. — Was hat die Theologie des 19. Jahrhunderts von Herder und Kant gelernt? II. Von Otto Pfleiderer. — Der Religionsunterricht auf höheren Lehranstalten. II. Von Professor Dr. Henke. — Römisches Christentum. VI. Von D. Dreydorff. — Babel und Bibel. Von T. — Vom Büchertisch.

Gottvertrauen.

Kauft man nicht zwei Sperlinge um einen Pfennig? Doch fällt derselben keiner auf die Erde ohne euren Vater. Darum fürchtet euch nicht, ihr seid besser denn viele Sperlinge. Matth. 10, 29. 31.

Uns fällt das Gottvertrauen schwerer, als unsern Vätern. Ihnen war die Erde der Mittelpunkt, um die sich die ganze übrige Welt drehte, auf ihr vollbrachten Menschen Gottes, in der Kraft und nach dem Willen des Allmächtigen die Gesetze des natürlichen Lebens durchbrechend, Wunder über Wunder, auf sie stieg die zweite Person der Gottheit herab, und litt und starb auf ihr und fuhr sichtbar gen Himmel, war das nicht Beweis für die ewige Gottesliebe genug? Wir sind demütiger in unserm Denken geworden. Unsere Erde nur ein Tropfen am Eimer, nur eine, und eine recht unbedeutende, unter den tausend Welten, die der Ewige zu versorgen hat, können wir, von Erde gekommen und einst wieder zur Erde werdend, erwarten, daß der Allmächtige uns zu Liebe die Gesetze, die er gab, je durchbrechen und einen schrillen Mißton in den Sphärengesang des Alls hineinbringen werde? Wo bleibt denn nun aber in dem ehernen Gefüge des Weltgeschehens Raum für eines Vaters treues Walten? Verträgt sich das tausendfache, sinnverwirrende Leid des Lebens auch heute noch mit dem Glauben an die väterliche Fürsorge Gottes?

Daß wir nur bei dieser Frage vonvornherein nicht zweierlei übersehen! Zunächst dies: Unser inwendige Mensch kann das Leid des Lebens noch nicht entbehren. Er ist noch so matt, so unfrei, so vielfach mit geheimen oder offenbaren Banden gebunden, ihm muß immer wieder jemand, der größer ist als wir, zu Hilfe kommen, daß in seiner Erziehung unser inneres Leben rein und reich werde. Sündige Menschen haben keinen Anspruch auf ungetrübte Seligkeit. Dies das andere: heißer als die Wunden, die Gott uns schlägt, brennen oft Haß und Gemeinheit der Menschen. Mehr als einmal schon wollte uns der Gedanke kommen: Hättest du an Gottes Stelle gestanden, du hättest mit Gewalt den Frevler geschlagen und den Frevel verhindert! Und doch — was hat der inwendige Mensch von Zwangsmaßregeln? Gewaltherrscher liebt man nicht, die werden gehaßt und verachtet. Nein, nur von einer Tat, die ich aus freiem, inneren Drang tue, habe ich Segen, nur unter der heißen Sonne der Geduld, des Erbarmens reift in mir selbst eine göttliche Ernte. Trotz aller Schmerzen, die mir dies Gesetz macht, ich muß es gestehen: damit wir selber gut werden, muß Gott auch das Verbrechertum dulden und das hundertfache Leid, das dadurch wider uns heraufbeschworen wird.

Aber freilich, von dem bloßen Nein, von dem stummen Geschehenlassen der Sünde und des Leides lebt der Glaube nicht. Er rankt sich nur an positiven Tatsachen der Liebe, des Erbarmens empor. Sind denn auch im dunklen Tal die Fußspuren des segnenden Gottes zu finden? — Jesus hat von seinem Todesleiden den größten Segen selbst gehabt. Er hat zunächst gar nicht für uns gelitten, sondern für sich. Er hat an seinem Leiden Gehorsam gelernt und ist dadurch vollendet worden. Was hindert dich denn, meine Seele, so lange du noch klaren Sinnes bist, in der Not deines Lebens immer demütiger, immer treuer, reiner, ernster zu werden? Und wenn dir die Kraft nachlassen will, Gott wohnt auch im Dunkel, das Beten ist eine schwere, selige Kunst, des Vaters Herz ist groß und stark genug, alle die Sorgen, die seinen Kindern die Empfindungen durchwühlen und die Gedanken verwirren, in sich zu fassen und zu verarbeiten. Vor allem eins: es ist Gottes Wohlgefallen, uns dadurch das Leben zu segnen, daß er andere leiden und sterben läßt. Die Treue der Mutter, die trotz aller Schmerzen ihrer Seele und aller Mattigkeit ihres Leibes Tag und Nacht nicht von dem Bettlein ihres Kindes weicht, hat schon oft genug dem großen Würger die Beute aus seinen Händen gerissen. Der entsetzliche Theaterbrand in Chicago hat wieder einmal in unseren Landen den Leitern und Besitzern öffentlicher Etablissements das Gewissen geschärft für das, was sie ihren Gästen schuldig sind, die Hunderte mußten sterben, damit wir desto sicherer uns des Lebens freuen könnten. Da schlägt der Blitz in ein Gehöft; was jahrelanger Fleiß erarbeitet und gebaut, das wird in wenigen Stunden der Flammen Raub, sie aber, die Braven, die im übermenschlichen Ringen des Feuers Herr zu werden versuchen, die mit Todesverachtung immer wieder in das brennende Haus stürzen, um hier ein gequältes Tier, da ein bedrohtes Kind, dort ein wertvolles Dokument zu retten, sie haben sich in diesen Stunden mit ihren versengten Kleidern und verbrannten Gliedern auf den Sinn des Lebens, auf Liebe üben und Treue halten, verstehen gelernt. Und wozu anders führt uns unser Weg mit einem armen Lazarus zusammen als dazu, daß eimal ein rechtschaffenes Erbarmen unsere Seele ergriffe und wir hingingen und hülfen und wirklich eimal die Linke nicht wissen ließen, was die Rechte tut! O, es gilt:

Im Sterben ist Gebären, im Vergehen
Das Wachstum für die ewig junge Zeit,
Den neuen Frühling sieht man licht entstehen
Aus Laub und Blüten, die der Tod geweiht.

Aus deinem Leid wird Segen blüh'n hienieden,
Aus deiner Not der andern Jubel weh'n,
Durch deinen Kampf bringst du den andern Frieden,
Und durch dein Sterben andern Aufersteh'n.

Ich weiß wohl, auch durch diese Erkenntnis wird uns sowenig wie dem sterbenden Jesus die peinigende Frage: warum? verlassen; die Rätsel unserer Lebensführung lassen sich nun einmal für unser kurzsichtiges Auge nicht ohne Rest auflösen. Aber wenn sich nur das erfahren läßt, daß Gottes Reich sich baut, dann können zuletzt auch die müden Füße feste Tritte tun, und man kann in die Not des Lebens hinein den zagenden Herzen zurufen: Siehe, da ist euer Gott!

Greifswald. J. Heyn.

Was hat die Theologie des 19. Jahrhunderts von Herder und Kant gelernt?

Von Otto Pfleiderer.

II.

Kants ethischer Idealismus und Autonomismus ist die geradlinige Fortsetzung und konsequentere Durchführung der in der Reformation Luthers wirksamen, aber noch erst halb durchgesetzten Gedanken. Wie Luther den scholastischen Dogmatismus als ein Scheinwissen und Hindernis des Glaubens verwarf und diesen allein auf die unmittelbare Gewissenserfahrung stützte und in der Gewissensbefriedigung die Bürgschaft seiner Wahrheit fand: ebenso hat auch Kant den Dogmatismus der alten Metaphysik als Scheinwissen aufgelöst, um Platz zu bekommen für den „moralischen Vernunftglauben" an Gott und Unsterblichkeit, dessen Stütze nicht in einer äußeren Autorität, sondern im Gewissen, in der inneren Selbstgewißheit (Autonomie) der sittlichen Persönlichkeit liege. Und wie formal für beide das Gewissen der Gerichtshof der Wahrheit ist, so auch dreht sich inhaltlich die Religion für beide um die Grundfrage: wie der Mensch vom Bösen los und zu einem guten Gewissen kommen könne? Und beiderseits lautet darauf die Antwort: durch den Glauben als die freie sittliche Tat der Hingebung des Herzens an den Willen Gottes, der sich unmittelbar im Gewissen als „dem Bewußtsein eines inneren Gerichtshofes" jedem einzelnen kund gibt. Hier tritt nun aber die Verschiedenheit ein: Luther bedurfte für die Gewißheit des seligmachenden Glaubens neben der inneren Gewissenserfahrung doch auch noch der äußeren Stützen und Mittel: des Gotteswortes in der Schrift, die ihm den Gnadenwillen Gottes verkündigt, des Gottmenschen in der Geschichte, der durch seinen Opfertod diesen Gnadenwillen vermittelt, und der sakramentalen Gnadenmittel in der Kirche, die den göttlichen Gnadenwillen sinnenfällig besiegeln. Damit ward der evangelische Glaube, der eigentlich nur die Gewissenserfahrung der unmittelbaren Gottverbundenheit sein sollte, doch wieder belastet mit dem dogmatisch-mythologischen Stoff der biblisch-kirchlichen Überlieferung, die natürlich nicht Gegenstand des unmittelbaren Gefühls, sondern nur des Fürwahrhaltens auf Autorität hin sein kann; die Autorität der Kirche war zwar abgestreift, aber geblieben war die der Schrift, und sie wurde bald nicht weniger drückend als jene. Daher hat später Lessing nach einem zweiten Luther, einem Befreier von dem Joch des papierenen Papstes, des Buchstabens, gerufen.

Dieser Befreier ist eben Kant geworden. Er hat vollen Ernst gemacht mit der inneren Selbständigkeit („Autonomie") des moralischen Vernunftglaubens als eines von aller äußeren Autorität unabhängigen persönlichen Herzensaktes, in dem es der Mensch nur mit dem sich ihm innerlich kundgebenden Gott zu tun hat; alles Geschichtliche, das nur auf Autorität hin für wahr zu halten wäre, den Glauben also unfrei, heteronom machen würde, hat er aus dem Inhalt des Glaubens entfernt. Der eigentliche Gegenstand des seligmachenden Glaubens ist nach Kant der ideale Gottessohn oder das in unserer Vernunft begründete Ideal der gottgefälligen Menschheit, das wir uns zwar in der Person Jesu als eines erhabenen sittlichen Vorbildes veranschaulichen mögen, das wir aber nicht mit ihm identifizieren dürfen. Die Frage, ob der geschichtliche Jesus dem ewigen Ideal völlig entsprochen habe — dieses apologetische Problem aller Leben-Jesu-Romane — ist nach Kants trefflichem und unwiderleglichem Urteil für uns zu beantworten weder möglich, da wir ja keine Herzenskündiger sind, noch auch nötig, da ja doch auf jeden Fall der eigentliche Gegenstand unseres moralischen Glaubens nicht dieser einzelne geschichtliche Mensch, sondern das ewige Menschheitsideal ist, das, weil nicht von uns gemacht, sondern in unserem übersinnlichen Wesen begründet, als der vom Himmel gekommene Gottessohn vorgestellt werden kann. Ähnlich hat Kant auch die dogmatische Versöhnungslehre gedeutet als symbolischen Ausdruck der sittlichen Wahrheit, daß der neue Mensch in uns durch tägliche Selbstüberwindung und Geduld gleichsam stellvertretend für den alten Menschen büße und dessen Schuld gutmache.

Daß diese ebenso tiefsinnigen wie einfachen und klaren Gedanken der Kant'schen Religionsphilosophie in der protestantischen Theologie eine verständnisvolle Aufnahme finden würden, hätte man um so mehr zu erwarten das Recht gehabt, als sie nicht etwas unerhört neues, sondern nur die präzisere Formulierung dessen waren, was schon die protestantischen Häretiker der Reformationszeit mit ihrem Dringen auf den „Christus in uns" gemeint hatten, was der Grundgedanke der „Deutschen Theologia" und der sonstigen mittelalterlichen Mystik, ja, wenn wir's recht verstehen, der eigentliche Kern schon der paulinisch-johanneischen Heilslehre gewesen war. Trotz alledem ist es eine beschämende Tatsache, daß die Theologie des 19. Jahrhunderts von diesen Gedanken Kants sich nichts wesentliches angeeignet hat. Am nächsten stand ihm noch der Rationalismus der ersten Jahrzehnte, der sich aber doch mehr bei dem Peripherischen aufhielt als in den Mittelpunkt eindrang. Dann aber kam die große Sturmflut der romantischen Reaktion, die alle Kritik überflutete und alles Schwergewicht gerade wieder auf das vorgeblich geschichtliche, eigentlich aber mythische Beiwerk legte, von dessen unheilvoller Belastung Kant den protestantischen Glauben hatte befreien wollen. Verpönt wurde nun wieder als höchst verwerfliche philosophische Abstraktion die Unterscheidung zwischen der Christusidee des Glaubens und der geschichtlichen Person Jesu; die strikte Identität beider wurde als oberster Glaubenssatz proklamiert und wehe dem Dogmatiker, der nicht in den Chorus der reaktionären Romantiker einstimmte: er wurde, wie der treffliche Biedermann, als Erzketzer von der herrschenden Richtung geächtet. Die einmal in diesem Mittelpunkt siegreich durchgedrungene Reaktion führte natürlich immer weiter: ein Inventarstück um das andere wurde wieder aus der Rumpelkammer der Scholastik hervorgezogen und in etwas modernisiertem Aufputz zur unantastbaren „Heilswahrheit" gestempelt. Nun sollten aber doch — das verlangte das evangelische Dekorum — alle diese restaurierten Dogmen auch biblisch begründet und als von Gott selbst geoffenbarte Wahrheiten nachgewiesen werden; damit wurde die Exegese mit dogmatisch-apologetischen Problemen belastet, die jede gesunde wissenschaftliche Forschung von Grund aus korrumpierten. Nur die von Baur beeinflußten Kritiker machten eine Ausnahme: sie konnten unbefangene Exegese treiben, weil sie von der kritischen Philosophie gelernt hatten, zwischen dem persönlichen Gewissensglauben und den geschichtlich bezeugten Lehren von Aposteln und Propheten als zwei gänzlich verschiedenen Dingen zu unterscheiden und die Bibel nicht als Kodex unfehlbarer Glaubenswahrheiten, sondern als Urkunde der geschichtlichen Entwicklung der Religion zu verstehen. Aber auch ihre kritisch-historische Forschung wurde in den letzten Jahrzehnten vollends zurückgedrängt durch den neuen und potenzierten Dogmatismus der Ritschlschen Theologie, die zwar mit vielen alten Dogmen aufräumte, aber nur um so zäher und eifersüchtiger wachte über der Respektierung ihres

ein=und=alles, der romantischen Apotheose Jesu, für deren historische Stütze die ganze urchristliche Forschung aufgeboten und angepaßt wurde. So ist es geschehen, daß wir heute, 100 Jahre nach dem Tode des Denkers, der den religiösen Glauben von den Geschichtsfesseln entbunden hat, tiefer noch als je zuvor im theologischen Historicismus versunken sind, d. h. in der Gebundenheit des Glaubens an das Gewesene, das Zeitliche, das Relative, das bloß Äußerliche, das nie gewiß zu Wissende, das nur auf Tradition und Autorität hin Fürwahrzuhaltende!

Freilich dieser Gang der Dinge hat sich nicht bloß im Gegensatz zu Kant vollzogen, sondern in gewisser Beziehung sogar unter seiner Ägide. Wie war das möglich? fragt der erstaunte Leser. Einfach so: Kant hatte seiner Erkenntnistheorie, die mit vollem Recht der alten dogmatischen Metaphysik ein Ende machte, die skeptische Wendung gegeben, daß wir von dem über den räumlich=zeitlichen Erscheinungen liegenden Ding=ansich, insbesondere von Gott und der Seele keine theoretische Erkenntnis gewinnen, sondern nur auf Grund der praktischen Vernunft darüber Postulate aufstellen können. Es war dieser theoretische Skeptizismus oder Agnostizismus eine Nachwirkung seiner Beschäftigung mit David Hume, aber so wenig ein wesentliches Stück der eigenen Philosophie Kants, daß er vielmehr mit ihrem Grundgedanken, der autonomen Selbsttätigkeit der Vernunft, sich übel reimt. Denn wenn Kant in dem Sittengesetz der praktischen Vernunft eine Offenbarung des Unbedingten oder Gottes innerhalb unserer Natur erkennt, und wenn von dieser der praktischen Vernunft zuerkannten Würde die theoretische doch nicht wohl gänzlich entblößt sein kann, so folgt, daß unsere Vernunft überhaupt eine Offenbarung Gottes enthält, dieser also nicht völlig unerkennbar sein kann; wie denn auch Kant selbst (in der „Kritik der Urteilskraft" besonders) aus dem innerweltlichen Göttlichen auf Gott als einheitlichen Weltgrund geschlossen hat. Doch gesetzt auch, es wäre dem nicht so und der Agnostizismus hätte wirklich eine tiefere Bedeutung in Kants Philosophie, so bliebe doch auch dann der sonderbare Gebrauch, den die Theologen von jeher und besonders in der „neukantischen" Ritschlschen Schule davon machten, das denkbar tollste Mißverständnis der kardinalen Gedanken des Philosophen. Weil Kant unsere Erkenntniskräfte auf die Welt der Erfahrung beschränkt habe, so sei, schloß man, die Vernunft nicht befugt, über die geoffenbarten Glaubenswahrheiten, die eben der nicht zu erfahrenden jenseitigen Welt angehören, etwas auszusagen oder sie zu bezweifeln; die philosophische Skepsis soll also zum Unterbau für den massivsten übervernünftigen Glauben verwendet werden. Und doch ist ein solcher nicht bloß grundverschieden von dem „moralischen Vernunftglauben" Kants, sondern auch im vollen Widerspruch mit ihm, weil er die für Kant kardinale Autonomie der Vernunft rettungslos aufheben und sie der Offenbarungsautorität unterwerfen würde. Zudem steht die Erscheinungswelt, also alles zeitliche Geschehen, nach Kants Philosophie unter der unverbrüchlichen Herrschaft der Kausalität, weil sie ohne diese Kategorie nicht zu denken wäre; damit sind jene wunderbaren Eingriffe der jenseitigen Gottheit in die Erscheinungswelt, wie sie eben den Hauptinhalt des supranaturalistischen Glaubens bilden, durchaus unvereinbar.

Wir sehen also, die Theologie hatte mit Kant ein ganz ähnliches Mißgeschick wie mit Herder: wie sie dessen großen Gedanken der Entwicklung bei Seite ließ und dafür die Träume seiner naiven Romantik weiterspann, ebenso schlug sie Kants Autonomie der Vernunft und Befreiung des Gewissensglaubens von heteronomen („statutarischen") Fesseln in den Wind und klammerte sich an seine mißverstandene skeptische Schranke, um unter seiner vorgeblichen Ägide ungestört weiter dogmatisieren und phantasieren zu können. Aber die Geister Herders und Kants sind darum doch nicht tot; schon regen sich allenthalben die Zeichen ihres Wiedererwachens vorzüglich unter der Laienwelt*); und sind sie einmal wieder im Bewußtsein unserer Zeitgenossen lebendig geworden, so werden sie ihr befreiendes und erneuerndes Werk fortführen — wenn nicht innerhalb der Theologie, dann um so gewisser wider sie und über sie hinweg!

*) Ich verweise dafür beispielsweise auf den trefflichen Aufsatz von Ferd. Jak. Schmidt über den „Theologischen Positivismus" in den Preuß. Jahrbüchern. 1904. 1. Heft.

Der Religionsunterricht auf den höheren Lehranstalten.

II.

Von Gymnasialdirektor Professor Dr. Henke.

5.

Wir sind nunmehr im stande, die Frage zu beantworten, ob der Religionsunterricht ein notwendiges und unentbehrliches Glied im Lehrplan der höheren Schule ist?

Die Beantwortung der Frage wird abhängen einerseits von der Bestimmung des Zweckes der höheren Schule, anderseits von der Entscheidung darüber, ob dieser Zweck vollkommen nur erreicht werden kann, wenn auch Religionsunterricht erteilt wird.

A. Wo man die höhere Schule, weil sie „nichts einbringt", als ein notwendiges Übel betrachtet, das nur darum — natürlich mit möglichst wenig Unkosten — unterhalten werden müsse, weil das Berechtigungszeugnis für den einjährigen Dienst und das Reifezeugnis noch immer für viele unentbehrliche Requisite sind, da wird man die Frage, ob dem Religionsunterricht eine Stelle im Lehrplan zukomme, natürlich verneinen. Denn wer von der Schule als Hüterin idealer Güter und Ziele nichts mehr weiß und sie lediglich als Mittel ansieht, die Erwerbsfähigkeit zu steigern, der verlangt, daß sie nur „nützliche Dinge" lehre, und zu denen zählt das religiöse Wissen nicht. Anders steht es natürlich, wenn man mit der Pädagogik den Zweck der höheren Schule dahin bestimmt, daß sie durch Unterricht erziehen, das heißt, eine allseitige Ausbildung der seelischen Kräfte bis zu dem Punkte erzielen soll, wo der Zögling zu selbständigem Arbeiten fähig geworden ist. Das nun geschieht in umfassender Weise auf dem Gebiete der Wissenschaft. Die Begriffs= und Urteilsbildung (Sprachunterricht), die Schulung im formalen Denken (Mathematik), die Anleitung zur Beobachtung und Erkenntnis der Welt, die uns umgibt (Erdkunde, Naturwissenschaft), Einführung in die Geschichte der Menschheit und ihrer Kultur (Geschichtsunterricht, Lektüre im Sprachunterricht), Vertrautheit mit der Kunst und den Grundgesetzen der Ästhetik (Unterricht in deutscher Literatur, Homer, Horaz, die griechischen Tragiker usw.), endlich auch die Befriedigung des Triebes, die disiecta nembra aus Einem Gesichtspunkte anzuschauen und als Teile eines organischen Ganzen zu erfassen (philosophische Propädeutik) — alles dies und was sonst noch von Wissen und Können hinzukommt, dient der Vorbereitung zur späteren selbständigen Erarbeitung wissenschaftschaftlicher Erkenntnis.

B. Für die wissenschaftliche, durch Empirie gewonnene Erkenntnis ist demnach auf der höheren Schule überreich gesorgt. Und die auf individualistische Erfahrung gegründete Glaubenserkenntnis, die sich uns als eine im Wesen des Menschen begründete, als ein naturnotwendiger Vorgang in jeder Menschenseele erwiesen hat, sollte leer ausgehen dürfen? Eine Erziehung dieser Art wäre eine unvollständige, krüppelhafte. Haben wir doch auch gesehen, daß es sich hierbei

nicht nur um das Verhältnis des einzelnen Menschen zum Universum handelt, sondern daß auch alle sittlichen Verhältnisse unter den Menschen auf Glauben beruhen, daß also eine Erziehung, die dies weite und wichtige Gebiet des Seelenlebens in Behandlung nimmt, auch von eminent praktischem Wert und von Bedeutung für das alltägliche Zusammenleben mit unsern Mitmenschen in Staat, Kirche, Gesellschaft, Familie, Beruf usw. ist.

Doch man könnte mir einwenden, daß ja diese Seite des Seelenlebens im Unterricht der höheren Schulen keineswegs zu kurz komme, da sie ja jedem, der mit der Geschichte, den Literaturwerken der Deutschen, Griechen, Römer, Engländer und Franzosen sich beschäftige, auf Schritt und Tritt entgegentrete. Ja, auch die Naturwissenschaften führen mit Notwendigkeit dazu, die Unentbehrlichkeit der Glaubenserkenntnis dem Schüler zu Gemüte zu führen. Die Annahme von Atomen z. B. ist durch keine allgemein gültige und zwingende Erfahrung bestätigt. Kein Auge hat je Atome gesehen und jede Hoffnung ist ausgeschlossen, daß Atome jemals als solche zur Wahrnehmung gelangen könnten. Vollends von den „Ätheratomen" können wir uns streng genommen nicht einmal eine Vorstellung machen, da jedes sinnliche Material für eine solche Vorstellung durch die dem Ätheratom beigelegten Funktionen ausgeschlossen ist. Die Atome sind demnach ein Gegenstand unsers Glaubens und wir halten an diesem Glauben so lange fest, als er uns ermöglicht, uns eine außerordentlich klare Vorstellung von einer großen Reihe von Naturvorgängen zu bilden, die wir ohne diesen Glauben nicht zu gewinnen vermöchten. Das ist alles wahr. Es kann auch noch weiter gesagt werden, daß die Primaner eines deutschen Gymnasiums anläßlich der Lektüre der Griechen eine vortreffliche Kenntnis von der Entwicklung der Religion der Hellenen gewinnen, aus Homer die Reste der alten Naturreligion, den Polytheismus und die Spuren von seinem Verfall, später aus Plato auch den Übergang zum Monotheismus kennen lernen. Dieselben Schüler erhalten bei der Lektüre des Horaz den lebhaftesten Eindruck vom Denken, Leben und Wesen eines Mannes, dem die Volksgötter nur noch poetische Figuren sind, und dessen persönliches Verhältnis zum Universum in dem Glauben seinen Ausdruck findet, daß wir „nach ewigen, ehernen Gesetzen unsers Daseins Kreise vollenden müssen". Aber gerade von der Religion, mit der unsere gesamte Kultur und die Geschichte unsers Volkes aufs innigste verflochten ist, die noch heute Millionen und aber Millionen Herzen bewegt, von dem Glauben, der noch heute in unserm staatlichen und Rechtsleben, in Gesellschaft und Familie, in Kunst und Sitte eine ungeheure Macht ist, kurz gesagt, vom Christentum wird dem Schüler ohne Religionsunterricht nur eine höchst fragwürdige Kenntnis zu teil. Allsonntäglich hört er die Glocken läuten, betet mit andern, sieht überall die Symbole des Christentums angebracht, begegnet ihm überall in der Literatur, aber kein Unterricht schließt diese zerstreuten Wahrnehmungen und Erlebnisse zu einem geschlossenen Ganzen zusammen, kein Unterricht gibt ihm über Wesen und Entwicklung dieser gewaltigen Erscheinung, die noch heute tief in das Leben des Einzelnen und der Allgemeinheit eingreift, befriedigenden Aufschluß. Aus alledem folgt mit zwingender Notwendigkeit, daß der Religionsunterricht ein notwendiges und unentbehrliches Glied im Lehrplan der höheren Schule ist.

6.

Welches ist der Gegenstand des Religionsunterrichts auf der höheren Schule?

A. Theoretischer Teil. Der Unterricht hat über das Wesen der Religion, ihre Wurzeln in der Seele des Menschen, ihre Bedeutung für das Leben, über den Grundunterschied von Religion und Theologie, ferner über den wesentlichen Unterschied der Theologie von den auf Empirie gegründeten Wissenschaften den Schülern Klarheit zu verschaffen. Sein Gegenstand sind also die in den ersten vier Abschnitten dieser Abhandlung skizzierten Erörterungen, die natürlich in einer dem Alter und der Entwicklung der Schüler entsprechenden Auswahl, nicht in der Form von Vorträgen oder gar nach einem sogenannten Lehrbuche, sondern nach sokratischer Methode zu entwickeln sind, wobei der Eigenart des Lehrers völlig freier Spielraum zu lassen ist. Dabei ist das von den Schülern im gesamten sonstigen Unterricht Erworbene, sind die Lebenserfahrungen, die sie schon gemacht haben, als Ausgangspunkte zu verwerten. Es trifft für diesen Unterricht dasselbe zu, was für den Unterricht in der philosophischen Propädeutik gilt, betreffs dessen ich auf das Vorwort des diesjährigen Osterprogramms des Gymnasiums in Bremen verweise. Natürlich kann dieser Teil des Unterrichts nur den Abschluß des Religionsunterrichts bilden und gehört in die Oberprima. Er würde sich in einem wohlgeordneten Gymnasium an den in Unterprima zu erteilenden Unterricht in der Logik, der die Gesetze für die der Empirie entwachsenden Wissenschaften und die erkenntnistheoretischen Probleme zu behandeln hat, anschließen. Begleitet und ergänzt wird der Religionsunterricht der Oberprima durch den in derselben Klasse erteilten Unterricht, der die Grundlagen der Ästhetik und Ethik zum Gegenstande hat. Sind Kraft und Begabung der Schüler einmal besonders günstig, so kann ein Überblick der allgemeinen Religionsgeschichte vom Standpunkte der vergleichenden Religionswissenschaft angeschlossen werden.

B. Praktischer Teil. Eine alte, bewährte Regel der Pädagogik fordert, daß der Unterricht stets den Ausgang vom Besonderen, Konkreten, womöglich dem Schüler Bekannten oder an Bekanntes anknüpfendem nehme und davon die Erkenntnis des Allgemeinen, Abstrakten ableite. Darum muß der in Oberprima zu erteilende Unterricht über das Wesen der Religion durch Einführung in die Kenntnis von einer in der Geschichte der Menschheit von Einfluß gewordenen religiösen Bewegung vorbereitet werden. Zu diesem Zwecke ist die Religion zu wählen, deren Äußerungen dem Schüler auch außerhalb der Schule entgegentreten. Das kann im Abendlande, dessen Kultur mit dem Christentum aufs engste verwachsen ist, nur die christliche Religion und ihre Vorstufe, die israelitische, sein. Selbstverständlich ist dadurch nicht ausgeschlossen, daß, wenn sich die erforderliche Schülerzahl findet und ein Lehrer zu gewinnen ist, auch israelitischen und dissidentischen Schülern Religionsunterricht erteilt werde.

Der Unterricht muß ein streng historischer sein, d. h. er muß sich auf das beschränken, was durch die Geschichtswissenschaft jedem Forscher zugänglich ist. Von der Mitteilung einer Glaubenslehre irgend welcher Richtung anders als in historisch berichtender Weise kann deshalb nicht die Rede sein, weil damit den Schülern immer nur das rein individuelle Glaubensbekenntnis ihres jeweiligen Religionslehrers, nicht aber etwas, das allgemeine Gültigkeit hat, übermittelt werden würde.

Dieser religionsgeschichtliche Unterricht muß sich in seiner Methode und Verteilung an den Geschichtsunterricht anschließen, von dem er einerseits reichliche Förderung erfährt und den er anderseits ergänzt und befruchtet.

Darnach wird der Aufbau des Religionsunterrichts etwa der folgende sein müssen.

a. **Kindesalter.** Die Unterstufe: Sexta, Quinta. Eine Auswahl der Sagen und Geschichten aus dem Alten und Neuen Testament wird in derselben Weise erzählt, wie auf dieser Stufe im Geschichtsunterricht die griechischen, römischen, germanischen Sagen und Geschichtsbilder mitgeteilt werden. Ein Lehrbuch darf nicht gebraucht werden. Die Kinder sollen die Geschichten aus des Lehrers Munde hören und ihm nacherzählen. Jedes Auswendiglernen oder gar Einpauken wäre vom Übel. — Daneben müssen einige, für den späteren Unterricht und für

das Leben wichtige Stücke, die für alle Zeit haften sollen und jedem, der sich zukünftig weiter bilden will, unentbehrlich sind, dem Gedächtnis eingeprägt werden, z. B. der Dekalog, das Vaterunser usw. und einige klassische geistliche Lieder. Für diese ist nicht etwa eine verwässerte, modernisierte Umdichtung zu wählen, sondern ein Text, der den Urtext möglichst treu wiedergibt, wobei das Tilgen und die Abänderung solcher Stellen, die unser ästhetisches und religiöses Empfinden verletzen oder die für unser heutiges Denken geradezu sinnlos geworden sind, sich von selbst versteht.

b. **Knabenalter.** Mittelstufe: Quarta, Unter- und Obertertia. Der Knabe dürstet nach geschichtlichem Wissen und wendet seine regste Teilnahme den großen Persönlichkeiten in der Geschichte zu. Auf dieser Stufe ist daher die geschichtliche Lektüre an der Hand einer geeigneten Schulbibel der Mittelpunkt des Unterrichts. Vorher sind die Schüler mit der Anordnung der biblischen Bücher vertraut zu machen. Die Reihenfolge der biblischen Bücher ist auswendig zu lernen und durch Übungen im Nachschlagen zu befestigen. Daran können einige historische Notizen über die Ursprachen und über die Hauptübersetzungen (Septuaginta, Vulgata, Luther, Kautzsch und Weizsäcker) geknüpft werden. Die Auswahl des Lesestoffs muß sich so streng wie nur möglich auf historisch beglaubigtes beschränken.

Altes Testament. Die Eroberung Kanaans (Josua, Richterzeit); die Königszeit, vor allem aber die Geschichte der Prophetie. Dazu treten Partien aus den poetischen Büchern. Einige wichtigere Psalmen und Stellen aus den prophetischen Büchern sind dem Gedächtnis einzuprägen.

Neues Testament. Gelesen wird das Evangelium nach Markus, das aus Matthäus (Bergrede, Gleichnisse) und Lukas (der verlorene Sohn, der reiche Mann und der arme Lazarus, der barmherzige Samariter) ergänzt wird. Auswendig zu lernen ist die Bergrede. Darauf folgt die Lektüre aus der Apostelgeschichte, vervollständigt durch die historisch wichtigen Stellen aus den echten Paulusbriefen.

Hierzu tritt außerdem das Auswendiglernen einiger weiterer klassischen Lieder und die Bekanntschaft mit dem Kirchenjahr.

c. **Jünglingsalter.** Oberstufe: Unter- und Obersekunda, Unter- und Oberprima. Dieser Stufe gehört ebenso wie in der Profangeschichte der pragmatische Geschichtsunterricht.

Untersekunda. Die Religionsgeschichte Israels und des Judentums, wobei besonders auf die Erscheinungen aufmerksam zu machen ist, die auf das Christentum als notwendige Frucht der historischen Entwickelung hinweisen. Vortreffliche Fingerzeige für den Unterricht bieten hier Giesebrechts Grundzüge der israelitischen Religionsgeschichte und die bekannten Schriften Baldenspergers.

Obersekunda. In dieser Klasse ist das Leben Jesu zu behandeln, wobei einleitend die Quellen zu besprechen und vor allen Dingen das Verhältnis des vierten Evangeliums zu den Synoptikern an reichlichen Beispielen darzutun ist. Darauf folgt das Leben und die Wirksamkeit des Apostels Paulus mit erläuternder Lektüre aus den Briefen, endlich die Johanneische Periode als unmittelbare Vorläuferin der Entstehungsgeschichte der altkatholischen Kirche.

Unterprima. Die Kirchengeschichte. Hierbei ist das Material an Namen und Zahlen auf das Notwendigste zu beschränken. Großes Gewicht ist darauf zu legen, daß neben einer fortlaufenden Geschichtserzählung die gewaltigen Strömungen und geistigen Bewegungen in klaren, in sich abgeschlossenen, zusammenfassenden Gruppenbildern zur Darstellung kommen. Als Beispiele führe ich an: Die Entstehung des Kanons und des Bibelgebrauchs in der Kirche; die Entstehung der altkatholischen Kirche und die Entwicklung des Papsttums; Scholastik und Mystik im Mittelalter; Reformation, Kontrareformation, Deformation durch die Neuscholastik; Orthodoxismus, Pietismus, Rationalismus, die neuere Theologie unter dem Einfluß der Entwicklungslehre und der vergleichenden Religionswissenschaft usw. Die Benutzung eines Lesebuchs zur Kirchengeschichte kann dabei vortreffliche Dienste leisten. Die Lesebücher von Thrändorf und Meltzer, von Rinn und Jüngst sind erfreuliche, freilich in mancher Hinsicht noch vervollkommnungsfähige Versuche auf diesem Gebiete.*)

In Oberprima macht dann der im Abschnitt A besprochene Unterricht den Abschluß.

Diese kleine Skizze, die natürlich weit davon entfernt ist, ein vollständiger, ohne weiteres zu befolgender Lehrplan sein zu wollen, wird genügen, um den Leser erkennen zu lassen, nach welchen Grundsätzen ich mir einen zeitgemäßen Religionsunterricht auf unseren höheren Schulen gestaltet denke.

7.

Welche Stellung hat der Religionsunterricht innerhalb des Organismus der höheren Schulen einzunehmen?

Daß ein Religionsunterricht, wie ich ihn im vorstehenden skizziert habe, ein sehr wesentliches und wichtiges Glied im Gesamtlehrplan der höheren Schule sein würde, ist an sich klar. Er empfängt nicht nur durch den gesamten übrigen Unterricht von allen Seiten Förderung, Zuführung von Material und Erläuterung, sondern er wirkt auch auf die anderen Unterrichtszweige vielfach zusammenfassend, klärend, erläuternd, befruchtend ein. So wünschenswert es deshalb wäre, daß allen Schülern ein solcher Unterricht zuteil würde, so muß doch immer im Auge behalten werden, daß die Eigenart seines Objekts ihn von allem andern Unterricht wesentlich unterscheidet und daß deshalb betreffs seiner Forderungen gestellt werden müssen, die von jedem anderen Unterricht — von den fakultativen Fächern natürlich abgesehen — streng fernzuhalten sind. Dazu gehören:

A. Die Teilnahme am Religionsunterricht darf nicht gefordert werden, sondern muß der Entscheidung der Eltern überlassen bleiben. Denn wenn schon bei jedem Unterricht der Lehrer die Hauptsache ist, so ist das beim Religionsunterricht doppelt und dreifach der Fall und er wird den Unterricht nur dann fruchtbringend erteilen können, wenn er das Vertrauen der Eltern in vollem Maße besitzt. Zwar ist von einem Religionsunterricht, wie ich ihn im Auge habe, konfessionelle Beschränkung und alle Theologie, die lediglich das Resultat persönlich religiöser Entwicklung des Lehrenden ist, ausgeschlossen. Es wird weder Katechismuslehre noch Dogmatik, sei es in systematischer Darstellung, sei es im Anschluß etwa an die Augsburgische Konfession, getrieben. Was davon erscheint, erscheint als die religiöse Überzeugung historischer Persönlichkeiten: das Christentum Christi, des Paulus, des Verfassers des vierten Evangeliums, Luthers, Calvins, Speners, Schleiermachers usw. Aber ganz wird doch der Einfluß der persönlichen Überzeugung des Lehrers nicht zurück zu drängen sein und soll es auch nicht. Die Schüler werden lebhaft empfinden, welchen historischen Erscheinungen ihr Lehrer warme Zuneigung entgegenbringt, welchen er mit Abneigung gegenüber steht. Je warmherziger der Lehrer ist, von je innigerer Religiosität er erfüllt ist, je mehr er ein sittlich und religiös gefestigter Charakter ist, desto mehr wird auch der Einfluß seiner Persönlichkeit auf die Schüler sich geltend machen. Auch bei den weit auseinandergehenden Auffassungen des rein historischen Materials wird es nicht ausbleiben, daß dem einen trefflich und herrlich erscheint, was der andere verwirft und von seinem Kinde fern halten zu müssen meint. Es gibt z. B. noch gar viele Leute, sogar Theologen, die einen Schauder empfinden, wenn von Sagen und Legenden in der Bibel geredet wird, denen selbst die ersten Kapitel der Genesis noch für Geschichte gelten. Man kann darob vielleicht Bedauern

*) Vergl. auch die empfehlenswerten Lehrbücher von D. Mehlhorn. Verlag von Ambrosius Barth. D. Red.

empfinden, aber man darf solche Männer und Frauen nicht mißachten, noch weniger ihnen irgend einen Gewissenszwang auferlegen. Daß solches z. B. in Preußen den Dissidenten gegenüber geschieht, deren Kinder die heilige Hermandad in den, noch dazu oft vom engherzig konfessionellen Standpunkte aus erteilten Religionsunterricht treibt, ist ein Schandfleck unsers angeblich so erleuchteten und „liberalen" Jahrhunderts. Wir, die wir Duldung auf religiösem Gebiete für eine der ersten und höchsten Forderungen der Sittlichkeit und des Christentums halten, haben uns immer gegenwärtig zu halten, daß ein irrender Verstand doch innige Religiosität und ernste Sittlichkeit nicht ausschließt. Wo darum bei den Eltern nicht unbedingtes Zutrauen zum Lehrer herrscht, wo nicht die sichere Zuversicht besteht, daß trotz alles menschlichen Irrens und Fehlens die Wahrheit doch schließlich siegen wird, wo nicht die Einsicht vorhanden ist, daß nicht die Schule, sondern das Leben und die eigene Erfahrung später für des Menschen religiöse Stellung den Ausschlag geben, da mögen die Kinder dem Religionsunterricht der Schule fern bleiben.

B. Die Leistungen im Religionsunterricht dürfen keinen Einfluß auf das Fortschreiten der Schüler im Schulorganismus haben. Sie dürfen daher weder in der Zensur bewertet werden, noch bei den Versetzungen von Klasse zu Klasse maßgebend sein. Ebensowenig dürfen bei der Reifeprüfung die im Religionsunterricht erworbenen Kenntnisse Gegenstand der Prüfung sein, auch ist kein Urteil über sie in das Reifezeugnis aufzunehmen. Diese Forderung ergibt sich aus der ersten als eine so selbstverständliche, daß es einer besonderen Begründung nicht bedarf. Man fürchte auch nicht, daß darunter etwa die Disziplin leiden oder der Erfolg des Unterrichts etwa zweifelhaft werden könnte. Ich habe den Religionsunterricht auf allen Stufen der höheren Schulen, an Gymnasien und Realanstalten, in verschiedenen Gegenden unseres Vaterlandes mehrere Jahrzehnte hindurch erteilt. Ich habe dabei stets an dem Grundsatze festgehalten, in diesem Unterricht weder Schulstrafen zu verhängen, noch durch ungünstige Zensuren anspornend zu wirken, sondern allein den Unterricht und das durch ihn erweckte Interesse wirksam sein zu lassen, und ich habe damit die allerbesten Erfahrungen gemacht. Wo das aber nicht der Fall sein sollte, wo die Religionsstunde zur Spielstunde oder einer Lektion entartet, in der von den Schülern mit Vorliebe Unfug getrieben wird, da ist der Lehrer nicht an seinem Platze und er muß durch einen andern ersetzt werden. Eine solche Maßregel wird sich aber immer nur da als nötig erweisen, wo ein Lehrer lediglich wegen der im Staatsexamen erworbenen „facultas" gezwungen wird, den Religionsunterricht zu erteilen und wo nicht darnach gefragt wird, ob er auch die dazu erforderlichen Charaktereigenschaften und die entschiedene Neigung, ihn zu erteilen, hat. Denn die Freiheit, die den Eltern gewährt werden muß, kommt auch dem Lehrer zu. Wer diesen Unterricht nicht freiwillig übernimmt, wer nicht aus Liebe zur Sache sich zu ihm drängt, den halte man dem Religionsunterricht fern.

Es steht in dieser Hinsicht mit dem Religionsunterricht nicht anders als mit dem Unterricht in der philosophischen Propädeutik, dessen Geschichte an den preußischen Gymnasien während der letzten Jahrzehnte für unsere Untersuchung von typischer Bedeutung ist und darum hier kurz erzählt werden mag. Bis 1882 war dieser Unterricht an den preußischen Gymnasien obligatorisch. Also mußte ein Lehrer dafür gesucht und gefunden werden und für den grünen Tisch war das ja nach Schema F leicht zu bewerkstelligen. Man stellte eben jemand an, der die „facultas" für diesen Unterricht sich erworben hatte. Die Folgen waren natürlich in vielen Fällen höchst traurige. Denn bei weitem nicht jeder, der die „facultas" hatte, war darum auch geeignet, den Unterricht zu erteilen, was freilich einem bureaukratisch eingeschnürten Kopfe kaum begreiflich zu machen ist. Viele der mit diesem Unterricht Beauftragten halfen sich damit, daß sie irgend ein armseliges Lehrbuch der „formalen Logik" und „empirischen Psychologie" den Schülern einbläuten und ihnen dadurch ein für allemal die Beschäftigung mit der Philosophie verekelten. Darum wurde 1882 dieser Unterricht ganz abgeschafft, weil „die Befähigung, diesen Unterricht zu erteilen, verhältnismäßig so selten ist, daß sich nicht verlangen oder erreichen läßt, sie in jedem Lehrerkollegium eines Gymnasiums vertreten zu finden". Diese Begründung war sehr richtig und dennoch war die völlige Abschaffung eine Verkehrtheit, denn es war nicht abzusehen, warum auch die Schüler der Gymnasien diesen höchst notwendigen und fruchtbringenden Unterricht entbehren sollten, die sich eines für diesen Unterricht befähigten Lehrers erfreuten. Verständiger Weise haben die Lehrpläne von 1892 das getan, was auch für den Religionsunterricht gefordert werden muß: sie gaben den Unterricht frei. Er kann seitdem erteilt werden, wo ein dafür befähigter Lehrer vorhanden ist, wo das nicht der Fall ist, da unterbleibt er. Denn diesen Unterricht kann nur erteilen, wer eine gründliche philosophische Bildung erworben hat, was in der Regel erst viele Jahre nach der Zeit der erworbenen „facultas" der Fall ist, wer ferner auch auf den Gebieten der Einzelwissenschaften ungewöhnlich umfassende Kenntnisse besitzt, wer eine reiche Lebenserfahrung hat und endlich ein Meister in der sokratischen Lehrart ist.

Ganz ebenso steht es um den Religionsunterricht. Es ist ein verhängnisvoller Irrtum, wenn der um das höhere Schulwesen Preußens und um die Förderung des höheren Lehrerstandes hoch verdiente Schrader in seiner Erziehungs- und Unterrichtslehre (3. Auflage, S. 310) fordert, daß Lehrer, insbesondere Direktoren, die keine Theologen seien, sich durch nachträgliche Studien für den Religionsunterricht befähigen möchten. Er meint, es bedürfe dazu „wahrhaftig" keiner ausgebreiteten theologischen Gelehrsamkeit. Eine genaue und allerdings wissenschaftlich vermittelte Bekanntschaft mit der Bibel, den wichtigsten Symbolen und der Kirchengeschichte sei die Hauptsache und es gebe der guten Handbücher so viele, daß einer sich leicht in den Besitz des erforderlichen Materials setzen könne. Ich habe Gelegenheit gehabt, auch nach dieser Richtung hin Erfahrungen zu sammeln und muß, auf sie gestützt, dringend von solchem Unterfangen abraten. Bei allem guten Willen und trotz tüchtiger Begabung sind unter solchen Umständen doch schwerwiegende Mißverständnisse und Mißgriffe nicht ausgeschlossen, ja sogar recht häufig. Wer den Religionsunterricht erteilen will, muß gründlich theologisch gebildet sein und auf der Höhe der theologischen Wissenschaft stehen. Ist das nicht der Fall, so wird der Unterricht vielfach nur ein unsicheres Umhertasten sein. Neuen Problemen und tiefgreifenden Bewegungen, von denen nicht selten auch die Schüler schon durch das Leben im Elternhause berührt werden, wird ein dilettierender Theologe oft ratlos gegenüberstehen. Es liegt die Gefahr vor, daß er sich ihnen entweder ängstlich verschließt oder wehrlos sich ihnen ohne weiteres ergibt, was beides für den Unterricht ernsten Schaden mit sich führt.

Zur gründlichen theologischen Bildung muß dann freilich noch ein zweites kommen. Pectus est, quod disertum facit, sagt Quintilian vom Redner. Das Herz auch ist es, das den Religionslehrer macht. Nur freudige, begeisterte Hingabe, die sich selbst durch das Elend, das vielfach noch heute auf dem höheren Lehrerstande lastet, und die dadurch erzeugte, nur allzu erklärliche und allzu beberechtigte Entmutigung und Verbitterung nicht ertöten läßt, macht den Religionslehrer zu dem, was er sein soll, zum Seelsorger und Vertrauten seiner Schüler in dem, was ihr heiligster Besitz ist.

Das Va-banque-Spiel der römischen Kirche.

(Römisches Christentum. VI.)

In Briefen an eine Freundin. Von D. Dreydorff.

8.

Aus dem allen erklärt sich, meines Erachtens, das hohe Ansehen der römischen Kirche. Sie imponiert, um das wichtigste zu rekapitulieren, durch ihre Einheit, durch ihre Disziplin, durch ihren Prunk, durch ihren Reichtum. Sie hat Raum für den Ehrgeiz. Sie ist, bei aller Intoleranz gegen die Andersgläubigen, weitherzig und milde gegen die Sünder und Sünderinnen in ihrer Mitte. Sie lehrt, wie der Jesuit le Moine in seinem Buche: „la dévotion aisée“ eingehend nachweist, eine bequeme Frömmigkeit.

Daß eine so verweltlichte Kirche nicht gern in den Spiegel sieht und nicht an ihre bessere Vergangenheit erinnert sein mag, ist wohl begreiflich. Die Unterschiede zwischen dem ursprünglichen Christentum und dem von ihr gelehrten sind zu groß und augenscheinlich. Lassen Sie mich auch die noch einmal kurz rekapitulieren.

1. Der Stifter der christlichen Religion wollte nicht „guter Meister“ genannt werden, und sein Statthalter läßt sich „Allerheiligster“ anreden und, wie kaum noch ein orientalischer Despot, den Fuß und Pantoffel küssen.

2. Die Apostel waren arme, geringe Leute und untereinander gleich; ihre Nachfolger sind großenteils reiche Prälaten und gestrenge Herren der weit unter ihnen stehenden Mitarbeiter.

3. Jesus wies die Krone weltlicher Herrschaft weit von sich, — er sah in deren Angebot eine teuflische Versuchung; die römische Kirche hört nicht auf danach zu schreien.

4. Die Schrift lehrt, daß alle in demselben Verhältnis zu Gott stehen und daß der „verlorne Sohn“ ohne Fürbitter und Quartiermacher ins Vaterhaus zurückkehren könne; die römische Kirche erklärt diese Schriftlehre für unwahr, mit der Behauptung, daß die Laien der priesterlichen Vermittlung bedürfen.

5. Im Urchristentum heißt es „Eins ist not“: die fromme Gesinnung, der Glaube, der sich durch die Liebe betätigt; im römischen Christentum: „Vieles ist not“, eine Last neuer Satzungen, nach Art der pharisäischen, die Jesus verwarf. (Matth. 23.)

6. Dort wird gefordert die von Raum und Zeit unabhängige „Anbetung Gottes im Geist“ und „Gottes allein“; hier wird gelehrt, daß es eine solche außerhalb der römischen Grenzpfähle nicht gebe und daß man auch die Heiligen und vor allem „die Mutter Gottes“ anrufen müsse.

7. Die h. Schrift lehrt, daß Gott, als höchstvollkommenes Wesen, unveränderlich und unbestechlich ist; die römische Kirche lehrt, daß man auf mancherlei Weise, durch Wallfahrten an heilige Orte, durch Prozessionen, durch asketische Übungen, durch Gelübde, durch lange Gebete, durch Messelesen, durch fromme Stiftungen — und also auch durch größere Geldopfer — auf Gott einwirken könne.

8. Dort, bei aller Geringschätzung der „vergänglichen Welt“, als solcher, die Forderung, daß jeder seine „Talente“, Gaben und Kräfte in den Dienst der Gemeinschaft stelle, darin alle, wie die „Glieder eines Leibes“ einander dienen sollen; hier, daß Flucht aus der Welt, Ehelosigkeit, Entsagung und Askese — diese selbst auf Kosten der Reinlichkeit — zur sittlichen Vollkommenheit gehören. (Nur daß man, um die sich zu bemühen, den Bettelmönchen und einzelnen „Auserwählten“ überläßt.)

So könnte ich noch lange fortfahren; aber das Gesagte mag genügen, um Ihnen zu zeigen, wie weit sich die römische Kirche vom Urchristentum entfernt und daß sie guten Grund hat, eine Gefahr für ihre Herrschaft in der Verbreitung eines Buches zu sehen, das auf fast jeder Seite daran erinnert. Weil sich aber das gefährliche Buch nicht aus der Welt schaffen läßt, so war es klug und konsequent, daß die Kirche im vorigen Jahrhundert den Papst für unfehlbar erklärte und ihn damit weit über die Evangelisten und Apostel setzte, die solche „Übermenschen“ nach ihrem eigenen Geständnis nicht waren.

Die Verkündigung der päpstlichen Unfehlbarkeit im Jahre 1870 war freilich ein Vabanque-Spielen; aber sie schien, zur Krönung des hierarchischen Gebäudes, geboten, um die römische Kirche, die angeblich immer „katholische“, vor der Gefahr des Auseinanderfallens in Sonderkirchen, der sie schon mehrmals erlegen war, zu behüten. Auch ließ sich die gleichzeitige Kriegserklärung des Papstes gegen alle moderne Kultur nicht anders rechtfertigen. Daß dieses Dogma nicht nur der heiligen Schrift, sondern auch der Vernunft und aller Erfahrung widerspricht, konnte nicht in Betracht kommen. Denn das tun die meisten anderen Dogmen der Kirche auch, und wer, beispielsweise, an die unbefleckte Empfängnis, an die jungfräuliche Geburt, an die Wirksamkeit des Ablasses, an die Verwandlung einer Oblate in den Leib Jesu, an die Wunder des heiligen Rocks u. dgl. mehr glaubt, dem kann auch zugemutet werden, an die Unfehlbarkeit eines Menschen zu glauben, den die — freilich nicht unfehlbaren Kardinäle zum Papst gewählt haben. Immerhin war das Wagnis der römischen Kirche mit diesem neuesten Dogma ein unerhört großes und der Vergleich mit dem des Vabanque-Spielers scheint mir zutreffend. Wenn dessen Coup gelingt, hat er alles gewonnen, wenn er mißlingt, hat er alles verloren. Wird der römischen Kirche ihr Coup gelingen?

Babel und Bibel.

Schieler, Dr. theol.: Zwei Vorträge: „Die Babel- und Bibelfrage.“ Danzig 1903. John u. Rosenberg. (23 S.) 0,30 ℳ.

Hommel, Fritz, Dr. Prof., München: „Die altorientalischen Denkmäler und das alte Testament.“ Eine Erwiderung auf Prof. Fr. Delitzsch' „Babel und Bibel.“ 2. Aufl. Berlin 1903. Deutsche Orient-Mission. (62 S.) 1.50 ℳ.

Meyer, S., Dr., Distriktsrabbiner und Herausgeber der „Deutschen Israelitischen Zeitung“ in Regensburg: „Contra Delitzsch! Die Babelhypothese widerlegt.“ I. Heft. 2. Aufl. Frankfurt a. M. 1903. J. Kauffmann. (60 S.)

Hilprecht, H. V.: „Die Ausgrabungen im Bal-Tempel zu Nippur.“ Mit 56 Abbildungen und einer Karte. Leipzig 1903. J. C. Hinrichs. (77 S.) 2 ℳ., kart. 2,50 ℳ.

Budde, Karl, D. u. ord. Prof. der Theologie an der Universität Marburg: „Das Alte Testament und die Ausgrabungen.“ Ein Beitrag zum Streit um Bibel und Babel. 2. Aufl. Gießen 1903. H. Ricker. (40 S.) 0,80 ℳ.

Die beiden Vorträge Schielers kann man am besten als eine Popularisierung der Delitzsch'schen Vorträge bezeichnen. Es ist das Bestreben des Verfassers, ihren Inhalt möglichst weiten Kreisen zugänglich zu machen und die Frage nach dem Ursprung des Alten Testaments sowie die Beeinflussung Israels von Babylonien auf der Tagesordnung zu erhalten. Veranlaßt und bestärkt wurde Schieler hierzu durch Giesebrecht, Professor in Königsberg, der in seiner Broschüre „Friede für Bibel und Babel“ beide Parteien zur Nachgiebigkeit auffordert und so den Frieden herstellen will. Von dieser Nachgiebigkeit will Sch. nichts wissen, sein Wahrheit liebender Geist verlangt nach reinlicher Lösung der Sachlage. Werden im ersten Vortrag die Vorfragen zu dem Babel-Bibelstreit in eingehender und verständlicher Weise behandelt, so enthält der zweite Vortrag eine Abhandlung über die strittigen Punkte: Schöpfung, Sündflut und Sündenfall, die rein vom Standpunkt Delitzsch' beleuchtet werden. Nebenher wird auch auf die Entwicklung der Religion Israels aufmerksam gemacht, die wie alles Irdische in lebendigem Flusse war. Alles aber ist getragen von dem Bewußtsein des Verfassers, die wahre Religion zu retten und die Tausende, welche dem religiösen Leben ferner stehen, wiederzugewinnen. — Hommel führt in dieser Schrift, in einem Nachwort aus, daß Ai nicht der Name eines babylonischen Gottes, sondern daß es im Summerischen Bezeichnung für Mond, im Babylonischen für eine weibliche Gottheit ist, die als Gemahlin des Sonnengottes betrachtet

wurde. Derselbe Name lautet semitisiert Jau und findet sich in Personennamen, wie schon A. F. Sayce nachgewiesen hat, z. B. Ja-ù-um-ilu d. i.: Jau ist Gott. Dieser Ausdruck ist aber nicht zu verwechseln mit Jahwe (was eben Delitzsch getan hat). Sodann protestiert er in wenig feiner Weise gegen Delitzsch, der in seinem ersten Vortrage S. 74 f. von seiner Lesung Jahwe-ilu, d. i. Jahwe ist Gott, spricht. Hommel selbst erhebt mit nicht geringer Animosität das Prioritätsrecht auf diese Lesung; nur habe er gedeutet, es existiere Gott. Auch dieses Schriftchen bietet reichlich Gelegenheit, die nicht zurückhaltende Kombinationsgabe des Verfassers zu bewundern, oder wenigstens kennen zu lernen.

Mit großer Emphase sucht Meyer der Aufschrift seiner Broschüre gerecht zu werden. Mit vielen Worten verteidigt er seinen orthodox-jüdischen Standpunkt gegen Delitzsch, aber seine Widerlegung ist ohne Wirkung. Auf dem eingeschlagenen Wege läßt sich der Vorzug des auserwählten Volkes sicherlich nicht retten, nur bei dogmatisch befangenen Lesern darf er auf Zustimmung hoffen. Schon der Ton, in dem er seinen Ausführungen Geltung zu verschaffen sucht, berührt höchst unangenehm. Den Gottesnamen Jahwe, den Sabbath, die Schöpfung, Sündenfall und Sündflut behandelt er nacheinander in einer Weise, als ob die wissenschaftliche Forschung und ein Fortschritt auf theologischem Gebiet nicht existierten. Ist auch seine Absicht, Delitzsch zu widerlegen, absolut unerreicht geblieben, so ist doch dies Schriftchen ein gutes Bild orthodox-jüdischen Glaubens, und zeigt, wie nahe Verbindung ist zwischen ihm und manchen evangelischen Theologen unserer heutigen Zeit. — Hilprecht bringt in seinem Vortrage in wenig geistvoller Weise in kurzem Überblick die bisherigen Funde in Wort und Bild zur Darstellung, welche die wissenschaftliche Expedition der Universität von Pennsylvania bei ihren Ausgrabungen in Bel-Tempel zu Nippur zu Tage gefördert hat. Er erledigt diese Aufgaben, indem er zugleich ein flüchtiges Bild der verschiedenen Kulturperioden entwirft, welche das Zweistromland und insonderheit der alte Zentralsitz alter Kultur und Religiosität, Nippur, erlebt hat. Es ist immerhin interessant, aus der großen Trümmerstätte die Überbleibsel der gewaltigen Bauten unter mühseligster Arbeit vor uns erstehen zu sehen. Ob aus diesen Ausgrabungen für die wissenschaftliche Forschung des Altertums sich neue literarische Quellen von Bedeutung erschließen lassen, hat der Verfasser noch nicht beurteilen können. Die kluge Abwägung seiner Urteile in dieser Beziehung und die wissenschaftlich begründete Sicherheit seiner Ansichten ist sehr anerkennenswert. Die jetzige Öde und Verkommenheit des Zweistromlandes aber als eine Erfüllung der Weissagungen des Jesaias ausführlich zu schildern, wie es H. tut, ist für das gestellte Thema zum mindesten belanglos und ermangelt absolut der Beweiskraft. Zum Schluß berührt der Verfasser noch ganz kurz die Streitfrage über die Herleitung des Monotheismus von den Babyloniern und über den Jahwenamen. Er warnt mit Recht vor falscher, zu hoher Wertung der babylonischen Quellen, welche oft mehrere Deutungen zulassen. Seine Polemik gegen Delitzsch ist sachlich und ruhig. — In engster Beziehung auf die dritte Auflage von „Die Keilinschriften und das Alte Testament", von H. Winkler und H. Zimmern herausgegeben, wendet sich Budde in vornehmer und besonnener Weise in dieser Schrift gegen „den Panbabylonismus, der seine eiserne Riesenfaust auf das Alte Testament gelegt habe und alles, was man bisher als den Völkern Vorderasiens als eigentümlich betrachtet habe, von Babylon ableiten will". Der gelehrteste Forscher und Pfadfinder auf diesem Gebiete ist unstreitig H. Winkler, dessen bohrendem Scharfsinn, dessen ungeheurer Kombinationsgabe und dessen unermeßlichem Fleiß auch Budde aufrichtige Bewunderung zollt. Trotzdem macht er gegen seine Geschichtsauffassung Front. Nach Winkler entsprechen die Vorgänge und Situationen auf Erden denen im Himmel „denn die Zeiträume und die Geschichte werden als Ausfluß des Waltens der Götter dargestellt". Es ist aber unrichtig, zu meinen, W. löse die Geschichte in Mythen auf, er ist nur der Meinung, daß es damals übliche Form der Geschichtsschreibung war, die Helden und ihre Taten in ein mythologisches Gewand zu kleiden. Wie weit das Recht auf seiner Seite ist, läßt sich zur Zeit noch nicht feststellen, daß aber die Meinung nicht absolut falsch ist, steht unbestritten fest. W. gleicht, wie einmal trefflich gesagt ist, einem kühnen Bergsteiger, der die kleinen Klippen und Vorsprünge spielend hinter sich läßt, seinen Mitreisenden weit voraneilt und die höchsten Spitzen in schwindelnder Höhe erklimmt, wohin ihm nur wenige folgen können. So kommt es, daß er im Vorbeigehen manches übersieht, anderes nicht recht würdigt, noch anderes zu hoch wertet, jedenfalls aber, daß er von vielen nicht verstanden wird. Da ist es Budde zu danken, daß er ihm in dieser Schrift ein Halt zuruft, damit er sich nicht in der Einsamkeit verirre und ihn so gleichsam auffordert, seine Ausführungen nach allen Seiten hin klarer darzulegen und zu begründen. Besonders wäre zu wünschen, daß W. seine hohen astronomischen Kenntnisse, über die er verfügt, nicht einfach immer als bekannt bei andern voraussetzte, sondern sie einem weiteren Kreise zunächst zugänglich machte. Des Dankes dürfte er sicher sein, ebenso auch eines besseren Verständnisses seiner Schriften. Der Babylonisierung der ganzen alten Geschichte von seiten Winklers gegenüber sucht Budde das Alte Testament mit Nachdruck zu entreißen, er will nicht sein „schönes Dorf über Nacht von der Großstadt einverleiben lassen oder gar selbst die Eingemeindung nachsuchen. Getrennt marschieren und, wo die Gelegenheit sich bietet, mit Freuden vereint schlagen, das soll auch in Zukunft unser Wahlspruch bleiben."

T.

Vom Büchertisch.

Kant, die Religion innerhalb der Grenzen der bloßen Vernunft. Herausgegeben von Dr. Karl Vorländer, Leipzig bei Dürr, 1903, 3,20 ℳ.

Diese neue Ausgabe der Kantischen Schrift zeichnet sich durch eine sehr gute Einleitung aus, die auf 93 Seiten folgendes bietet: I. Kants religiösen Entwickelungsgang, der hier zum erstenmal nach bis jetzt noch weit zerstreutem Material dargestellt wird. II. Zur Entstehungsgeschichte der Schrift. III. Inhalt und Grundtendenz derselben. IV. Wirkungen auf Gegner und Freunde, wobei Kants Verhältnis zu Schiller berührt wird. Ferner Urteile heutiger Theologen über Kants Religionsphilosophie. V. und VI. Textphilologisches und Beilagen. Den Schluß macht ein alphabetisches Verzeichnis der von Kant zitierten oder gedeuteten Bibelstellen, sowie ein Personen- und Sachregister.

Der als Kantforscher bekannte und bewährte Verfasser hat hier wieder eine gediegene Arbeit geliefert, die als willkommenes Hilfsmittel zum Verständnis Kants bezeichnet werden muß. In dieser Hinsicht sei noch außerdem auf die früher schon von ihm erschienene Ausgabe der „Kritik der Urteilskraft" (bei Dürr, 3,50 ℳ) und ganz besonders auf die der „Reinen Vernunft" (bei Hendel, 3,60 ℳ) hingewiesen, deren Einleitung eine treffliche Einführung in die Kantischen Gedanken bietet. Hierzu ist auch Vorländers Geschichte der Philosophie (2 Bände, 1903 bei Dürr, 2,50 und 3,60 ℳ) heranzuziehen, die wohl zur Zeit als die beste gedrängte Gesamtdarstellung der Geschichte der Philosophie gelten dürfte.

Auffarth, Jena.

Liz. Dr. G. Hollmann. Urchristentum in Korinth. Leipzig. J. C. Hinrichsche Buchhandlung. 1903. 32 S. 50 Pfg.

Der Verfasser der lehrreichen Artikel „Kämpfendes Christentum in unseren Evangelien" hat in diesem Heft den vorzüglich gelungenen Versuch gemacht, die Zustände der ersten Christengemeinde in Korinth auf die zeitgeschichtliche Eigenart ihrer Glieder zurückzuführen. Der verstandesmäßige Zug in der Art des damaligen Griechentums, der sich in liebloser Aufgeblasenheit, im Cliquenwesen, wie im Freiheitsstreben der Sklaven und Frauen besonders zeigt, Restbestände heidnischer Denkart, die auf der einen Seite Zügellosigkeit erlaubt erscheinen lassen, auf der anderen Seite in asketischen Neigungen sich ausprägen und durch magische Vorstellungen die eigentümliche Sitte der Taufe für Tote aufkommen lassen, wie die Unordnungen bei den Gemeindemahlzeiten und die für Korinth besonders eigentümliche ekstatische Erscheinung des Zungenredens erklären, wie endlich die Predigt von der Erlösung durch den Tod des Gottessohnes und die Aussicht auf seine herrliche Wiederkunft sind geeignet, die Einzelerscheinungen des korinthischen Gemeindelebens verstehen zu lehren, lassen aber in der geschickten Darstellung Hollmanns auch ein Gesamtbild dieser Gemeinde und ihres Treibens vor uns entstehen. Ist es für den Theologen wertvoll, aus der exegetischen Einzelschau heraus einmal einen Ueberblick zu gewinnen und Anleitung zu erhalten, wie vor einer Gemeindeversammlung solch ein Bild aus dem Urchristentum entrollt werden kann, so seien gerade auch die Laien auf dies von sachkundiger Hand gezeichnete Bild hingewiesen.

A. F.

Herausgeber: Pastor Emde (verantwortlich), Bremen, Kirchbachstraße 7, und Prediger M. Fischer, Berlin NO 18, Weberstraße 56/57.
Verlag und Druck von Carl Schünemann, Bremen.

Protestantenblatt

Beilage Nr. 6.

Bremen

Berlin.

6. Februar 1904.

Zur kirchlichen Zeitgeschichte.

Inhalt: Aus Sachsen-Weimar. Von der Landessynode. II. — Aus Baden. Der Personalwechsel im Oberkirchenrat. II. — Krimmitschau. Stimmen und Stimmungen. — Vereine und Versammlungen. — Anzeigen.

Aus Sachsen-Weimar.

Von der Landessynode.

II.

Auf allgemeines Interesse darf wohl die Mitteilung rechnen, daß die Bewegung nach größerer Selbständigkeit der Kirche ihre Wellen auch in unserem Lande wirft und in der Synode einen starken Widerhall gefunden hat. Ich sehe unsere norddeutschen Freunde mit dem Kopfe schütteln. Auch sie sind ja nicht blind gegen die Gefahren und offenen Schäden des Staatskirchentums, zu dem die großen Massen unseres Volkes nie wieder Vertrauen gewinnen werden. Aber sie fürchten wie Förster (Chr. W., Nr. 1, 1904) die Knechtschaft in der Kirche als Kehrseite der größeren Freiheit vom Staate. „Ist's nicht der Staat allein, der uns davor bewahrt, erdrosselt zu werden? wollt ihr euern theologischen und kirchlichen Liberalismus durchaus ans Messer liefern?" so fragen sie. Das wollen wir natürlich nicht. Wenn die liberale Synodalmehrheit im Einverständnis mit den Vertretern der kirchlichen Rechten (nur einzelne Stimmen aus beiden Lagern waren in Übereinstimmung mit dem Staatsminister, der die Anträge heftig bekämpfte, für Ablehnung) die Petition des weimarischen Pfarrvereins, betr. die zeitgemäße Ausgestaltung des Großh. Kirchenrates der Kirchenregierung zur Kenntnisnahme übergab und außerdem noch den Landesherrn gebeten hat, dem Kirchenrate eine selbständigere Stellung und einen größeren Wirkungskreis zu gewähren, so hat sie in Kenntnis unserer weimarischen Eigenart und in einem nicht unberechtigten Kraftgefühl gehandelt. In Weimar ist schon einmal der Präsident des Konsistoriums ein Geistlicher gewesen: Herder! Und in Weimar ist — wie D. Thümmel auf Grund seiner Beobachtungen in der Synode mit Freuden feststellte — die Gefahr des Hierarchismus recht fernliegend! Ähnliche Gefühle müssen wohl den Berichterstatter der Luthardtschen Kirchenzeitung beseelt haben, denn weshalb hätte er sonst das Verhalten seiner Gesinnungsgenossen in dieser Frage noch besonders zu entschuldigen und mit einem dunklen Hinweis auf einen größeren Einfluß des Kirchenregimentes bei Besetzung theologischer Lehrstühle zu Gunsten der „gläubigen" Theologie zu erklären unternommen? Als im November 1903 die abgebrochenen Verhandlungen der Synode wieder aufgenommen wurden, sollten die Bestrebungen auf eine größere Selbständigkeit fortgesetzt werden. Ein Antrag, der für die Kirche das Recht begehrt, eine allgemeine Steuer für landeskirchliche Bedürfnisse ausschreiben zu dürfen, wurde eingebracht, kam aber in der Kommission zu Fall. Der Schluß der Synode verhinderte dann seine nochmalige Verhandlung im Plenum. Aber — aufgeschoben ist nicht aufgehoben! Die Bedenken gegenüber einer solchen Neuerung werden nicht von heute auf morgen schwinden, aber die unerbittliche Logik der Verhältnisse und Tatsachen, die finanzielle Unselbständigkeit und Ohnmacht unserer Landeskirche wird uns vorwärts treiben. Ähnliche Gedanken und Anträge werden und müssen wiederkehren, bis sie sich durchsetzen, nicht nur in der Synode, sondern auch in der Regierung und im Landtage.

Noch eine zweite Zukunftsaufgabe hat sich deutlich angekündet. Bei einer ziemlich unwichtigen Angelegenheit offenbarte sich die kirchenregimentliche Auffassung, daß die Geistlichen zum wörtlichen Gebrauche der agendarischen Formulare verpflichtet seien. Wir wollen nicht über dogmatische Vergewaltigung klagen, da es nicht an Parallelformularen fehlt, die auch der liberalste Pfarrer mit gutem Gewissen brauchen kann, obwohl er sich sagen muß, daß der schlichte Christ die vorgelesenen Worte vielleicht anders versteht. Aber diese Überwucherung des Religiösen durch das Dogmatische! Dieses gespreizte Einhergehen einer schwülstigen und unnatürlichen Kirchensprache! Gleich unerträglich dem frommen und dem modernen Menschen! Schon bisher haben sich viele die Freiheit genommen, mehr oder weniger von den Vorlagen abzuweichen, selbst zu beten oder Gebete guter Erbauungsschriftsteller zu benutzen, Auslassungen zu machen, Abänderungen vorzunehmen u. dergl. mehr. Es gibt wohl im Weimarischen keine Kirchenagende, die nicht irgendwie Korrekturen zeigte. Aber nach jener Erklärung vom Regierungstisch will es uns doch richtiger erscheinen, offen und freimütig eine Änderung des jetzigen Zustandes anzustreben. Wir wollen nicht per nefas genießen, worauf wir als Protestanten ein gutes Recht haben. Er darf nicht möglich sein, kleine Übeltäter im stillen abzustrafen, während man die großen — laufen läßt. Darum müssen für diejenigen, die danach Verlangen haben, neue dogmatisch gereinigte, sprachlich genießbare Kollekten, Gebete, Formulare geschafft werden, darum muß die Losung der Zukunft „liturgische Freiheit" sein!

Die Frage liegt nahe, welchen Eindruck die Synode hinterlassen hat? Das Kirchenregiment, das anfangs auf alles gefaßt zu sein schien, erkannte bald ihren ernsten Willen, etwas Positives zu schaffen. Am Schlusse der Tagung und ebenso im landesfürstlichen Synodalbescheide wurde ihre treue Arbeit dankbar hervorgehoben. Ja, der leitende Staatsminister hat öffentlich und privatim versichert, daß es ihm eine Freude gewesen sei, mit dieser Synode zu arbeiten. Damit ist nicht gesagt, daß ihm alle Ausführungen, Anträge, Beschlüsse angenehm gewesen seien! Und ebensowenig, daß alle Wünsche der Synode erfüllt werden sollen! Allen Neuerungen abhold, wird die Kirchenregierung vielfach warten, ob die nächsten Synoden noch derselben Meinung sind. Ehe sich der Kirchenrat entschließen kann, grundsätzlich liberal zu sein, muß er wissen, ob der Liberalismus seine gegenwärtige Machtstellung auch behaupten wird.

Auch die Orthodoxie — die schon vorher eine lokale Vereinigung für Weimar und Umgegend besaß — hat sich unter dem Eindrucke der Synodalwahlen über das ganze Land hin organisiert. Dagegen läßt sich nichts sagen. Unerfreulich war nur die Art, wie die „Kirchliche Vereinigung" zuerst in die Öffentlichkeit trat. Aber dieser Versuch, urteilslose Leute zu Richtern über Harnacks Theo-

logie aufzurufen, liberalen Pastoren das Vertrauen ihrer Gemeindeglieder zu stehlen und einzelne unbequeme Persönkeiten beim Kirchenrate zu denunzieren, hat ihrer Sache nur geschadet. Mag es immerhin künftig bei den Wahlen sachlich scharfe Auseinandersetzungen geben, sie sind erträglicher als persönliche Einwirkungen und Angriffe, an denen es schon jetzt nicht gefehlt hat. Überdies wird die Wahlaufregung bei der gemeinsamen Arbeit vergessen und letztere mildert künftige Agitation. Die Mitglieder der beiden verschiedenen Organisationen haben im Pfarrverein einen breiten und festen gemeinsamen Boden gefunden, den sie nicht unter den Füßen verlieren können. Und von beiden Seiten will man ja dem Evangelium und der evangelischen Landeskirche nach bestem Wissen und in aller Treue dienen. Muß es auch zuweilen ein Kampf um die Majorität sein, im letzten Grunde wird es doch ein Wettstreit sein, wer von seiner Position aus dem evangelischen Volke mehr geben und sein kann.

Wenn ich feststelle, daß die 8. Landessynode auf weite Kreise unserer Bevölkerung etwas mehr Eindruck gemacht hat, als ihre Vorgängerinnen, so will das zunächst nicht viel heißen. Denn im allgemeinen ist das Verständnis und die Teilnahme für die Arbeit der Synoden beleidigend gering. Wer weiß etwas über sie? wer interessiert sich für sie? wer erwartet etwas von ihnen? Die Geistlichen reden dort, das ist nun mal ihr Geschäft. Und weil man es vom Gottesdienst her gewohnt ist, sie reden zu lassen, läßt man sie auch in den Synoden reden. Das ist betrübend, aber nicht ohne eigene Schuld sind die Synoden unpopulär und mit dem Vorwurfe behaftet, organisierte Bedeutungslosigkeit zu sein. Nicht nur die fehlende finanzielle Selbständigkeit und Exekutive macht sie dazu, sondern zugleich die mangelnde Einsicht in die Bedürfnisse der Gegenwart und die fehlende Entschlossenheit, ihnen Rechnung zu tragen. Umsomehr dürfen wir uns freuen, einen kleinen Fortschritt in der Stimmung und Wertschätzung der evangelischen Gemeinde feststellen zu können. Verschiedene Zeitungen brachten — außer den regelmäßigen Sitzungsberichten — Stimmungsbilder von der Synode, rückschauende Betrachtungen, Ausblicke in die Zukunft. In Volksversammlungen wie in brieflicher Privatdiskussion wurde auf Einzelheiten Bezug genommen. Nicht nur in der Stadt Weimar, auch auf dem Lande draußen war diese erhöhte Anteilnahme spürbar.

Freilich darf es nicht bei diesem Anfange bleiben. „Vorwärts“ muß die Losung sein. Die angeschnittenen Fragen, besonders die Zukunftsaufgaben, von denen wir vorhin besonders gesprochen haben, müssen weiter diskutiert und ihrer Lösung näher gebracht werden. In „Für“ und „Gegen“, in Zustimmung und Widerspruch offenbart sich und wächst das Interesse. Die 8. ordentliche Landessynode hat eine gewisse Bedeutung errungen, weil Leben in ihr war. Die ganze Kirche muß lebendig werden, wenn sie wieder eine erhöhte Bedeutung für unser Volk gewinnen soll. Welche Fülle von Arbeit für den organisierten kirchlichen Liberalismus!

Aus Baden.

Der Personalwechsel im Oberkirchenrat.

II.

Da der bisherige Prälat Präsident wurde, war nun die Stelle des Prälaten neu zu besetzen. Die Orthodoxen forderten einen Mann ihrer Richtung. Das Organ der Orthodoxen rückte mit seinen Wünschen recht kraftvoll heraus. Es bezeichnete die Erfüllung seiner Wünsche mit schneidigen Worten als eine Ehrensache des gesamten Liberalismus. Er müsse jetzt beweisen, daß es ihm mit dem Grundsatz von der Gleichberechtigung der Richtungen wirklich ernst sei. Es ist den Liberalen natürlich nicht eingefallen, nun sofort eine Abordnung an den Landesbischof abzusenden, um einen orthodoxen Prälaten zu fordern. Die Liberalen haben sich so oft zu dem Grundsatz von der Gleichberechtigung der Richtungen bekannt, daß die maßgebenden Behörden nicht noch einmal extra darauf aufmerksam gemacht zu werden brauchten. Die Orthodoxen hatten sich ihrerseits ebenso oft gegen die Gleichberechtigkeit der Richtungen mit Händen und Füßen gesträubt, daß ihr Verlangen an die Liberalen sich recht komisch ausnahm. Und gerade in der Zeitungsnummer, in der sie dem Liberalismus die Pistole auf die Brust setzten, gaben sie noch einen andern glänzenden Beweis ihrer Unfähigkeit, mit dem Gegner auf Friedensfuß zu kommen. Sie beschwerten sich nämlich darüber, daß sie von den Liberalen „orthodox“ gescholten wurden, nannten aber im gleichen Atemzug die Liberalen „Christusleugner“. Gleichwohl haben die Liberalen, gutmütig und ritterlich, wie sie sind, es ausgesprochen, daß auch in dieser Zeit kirchenamtlicher Veränderungen ihnen der Grundsatz der Gleichberechtigung der Richtung heilig sei, und daß die Behörde nur ruhig tun möge, was „dem Gerechtigkeitsgefühl Befriedigung gewährt“.

So waren denn aller Herzen darauf vorbereitet, daß ein Orthodoxer den Prälatenstuhl einnehmen werde, und freuten sich darauf. Aber siehe da, es ist „so anders gekommen“. Nämlich so.

Eines schönes Tages stand in der amtlichen „Karlsruher Zeitung“ folgendes zu lesen: „ . . . An maßgebender Stelle war beabsichtigt, auf diesen Posten, mit welchem der Sitz in der ersten Kammer verbunden ist, eine mit den erforderlichen Eigenschaften ausgestattete und zugleich in Weitherzigkeit der Gesinnung bewährte Persönlichkeit aus den Kreisen der älteren bezw. positiven Geistlichen zu berufen. Dies hat sich aber bedauerlicherweise als unausführbar erwiesen, weil der für das Amt ausersehene Pfarrer Mayer in Dinglingen nach reiflicher Erwägung glaubte, aus Gesundheitsrücksichten ablehnen zu müssen.“

Diese amtliche Mitteilung war ebenso interessant als erfreulich. Sie zeigte, was für Gedanken im Regierungszimmer die Zügel in der Hand hielten. Ganz gewiß keine schlechten! Eine Kirche zu leiten, ist offenbar keine so einfache Sache. Diejenigen, die für eine Kirchenleitung ein schroffes Parteiprogramm überreichen, verstehen allem Anschein nach nicht viel von der Sache. Das Leben ist vielgestaltig. Darum ist das Weisheit, die tatsächliche Gestalt des Lebens sich vor Augen zu halten. Wer sich in seinen Parteiwinkel verkriecht, um darauf los zu jammern, weil andere Leute auch etwas gelten, taugt nicht dazu, an maßgebender Stelle zu sitzen. Es muß jemand „in Weitherzigkeit der Gesinnung bewährt sein“, wenn er nach der Prälatenwürde strebt. Das ist ein nützlicher Wink für alle, die ein einseitiges Parteiregiment erstreben. — Vielleicht liegt sogar in dem Hinweis auf den Sitz in der ersten Kammer ein erzieherischer Wink. Denn es möchte wohl sein, daß da oder dort einer denkt: „Meine Theologie ist gut; also!“ Während ihm nun auch die Frage vorgelegt wird: „Wie würdest du dich in der ersten Kammer ausnehmen?“ Für diesen Platz wären einige Vorbedingungen äußerer und innerer Art zu erfüllen. — Auch das Wort von der „sogenannten“ positiven Richtung ist ganz vortrefflich. Denn daß die Orthodoxen sich selbst die positiven nennen, ist eine pure Anmaßung. Es ist ihnen heilsam, daran erinnert zu werden, daß das Wort, sofern es eine Parteibezeichnung sein soll, lediglich Name und Schall ist, da „aufbauende“ Leute zum Glück sich auch noch in anderen Reihen finden.

In jener amtlichen Mitteilung liegt ein ganzes Programm. Man muß dankbar dafür sein, daß es verkündigt worden ist. Wenn der neue Präsident die Formen geprägt und die Ziele angegeben hat, dann: Respekt davor! Und daß der Landesbischof sie sich angeeignet oder auch selbst angegeben hat, das ist von neuem Vertrauen erweckend. Möge es immer so bleiben!

Nachdem von oben her die Sachlage die erwähnte Beleuchtung gefunden hatte, war eines mit Bestimmtheit

vorauszusehen, nämlich, daß einer der liberalen Oberkirchenräte zum Prälaten befördert und die leer gewordene Stelle mit einem Orthodoxen ausgefüllt werden würde. Man konnte sich nun nur noch um die mutmaßliche Persönlichkeit im Streit der Vermutungen befinden. Jetzt ist die Sache erledigt und zwar so, daß man sich wohl damit zufrieden geben kann.

Prälat wurde Oberkirchenrat Oehler. Sein theologischer Liberalismus ist durchaus entschieden und fest, aber die Betätigung desselben so religiös und mild, als man nur wünschen kann. Seine Überzeugungstreue hat ihn doch nie zum Parteimann im unangenehmen Sinn des Wortes gemacht. Das können nur die behaupten, die für sich selbst das Recht in Anspruch nehmen, mit einem wahren Parteifanatismus die Kirche zu regieren, einem anders Gesinnten aber jede ungezwungene Vertretung seines Standpunktes als Überschreitung zartfühlender Grenzen krumm nehmen. So haben es Oehler einige Orthodoxe nie verziehen, daß er einmal, als er schon Oberkirchenrat war, das Vorhandensein zweier Richtungen in unserer Kirche als „gottgewollt" bezeichnete. Wenn sie vernünftig gewesen wären, hätten sie sich bei ihm für die Auffindung dieses Ausdruckes bedankt. Denn er ist ein Appell an den Willen zum Frieden und zu kirchengeschichtlicher Einsicht. Es kann unserer Kirche nur zum Guten dienen, wenn wir nach beiden Richtungen uns ein wenig anstrengen und uns erinnern, daß der „vernünftige Gottesdienst des Lebens" auch auf diese Gebiete sich erstreckt. Wir kommen mit allem Kopfzerbrechen nicht auf einen grünen Zweig, wenn wir nicht auch in der Kirchenpolitik „in Weitherzigkeit der Gesinnung bewährt" sind. Es ist nur gut, daß bestimmte Ereignisse der Entwicklung unwiderruflich sind und daß den Unversöhnlichen das Wort gilt: „Ihr widerstrebet dem Geist Gottes". Für die Unversöhnlichen ist nichts mehr von dem zu erhoffen, was in ihrem engen Kopf hineinpaßt, auch nicht, wenn sie ihn als Sturmbock gegen die Mauern dieses neuen Tempels der Weitherzigkeit benützen.

Eine Überraschung hat der Ersatz im Oberkirchenrat gebracht. In diese Behörde wurde nämlich ein Mann berufen, der als Führer der Orthodoxen sehr häufig gar kein Verständnis für die Vielgestaltigkeit theologischer Erkenntnisse gehabt hat und gegen die Liberalen mehr als einmal in sehr leidenschaftlichen Worten zu Feld gezogen ist. D. Joh. Reinmuth, Pfarrer in Knielingen, früher langjähriger Redakteur des orthodoxen Parteiorgans, des „Korrespondenzblattes" und des dazu gehörigen erbaulichen Blattes, des „Kirchen- und Volksblattes". Man sagt, er sei in den letzten Jahren milder geworden und habe auch auf der vergangenen Generalsynode Beweise von Versöhnlichkeit erbracht, wie man sie als Mitglied einer Kirchenregierung notwendig haben muß. Sicher ist, daß seine Parteigenossen ihn wiederholt gebeten haben, doch nicht so einseitig zu sein, und zahlreiche Parteigenossen sind nie mit seiner früheren orthodoxen Überschneidigkeit einverstanden gewesen. Wenn die rwähnte Wandlung tatsächlich stattgefunden hat, so ist das erfreulich, und die Liberalen haben dann noch um so weniger etwas gegen seine Berufung einzuwenden. Man kann auch noch im Alter etwas lernen, namentlich wenn man selbst mit am Steuerruder stehen muß. Ich glaube, für die Mitglieder des Oberkirchenrats, die allenfalls mit einer theologischen Voreingenommenheit in ihr Amt eingezogen sind, wiederholt sich die Erfahrung, die Petrus in der Geschichte mit dem Hauptmann Kornelius gemacht hat. „So hat Gott also auch den andern den heiligen Geist gegeben!" Es soll in deutschen Landen vorkommen, daß nicht alle, die kirchliche Würdenträger sind, solcher Einsicht ebenso gottergeben wie Petrus sich erschließen. Für unsere badischen Verhältnisse sind wir hierin durchaus hoffnungsfroh. Bei allen Veränderungen, die uns sehr nahe angehen, braucht man einen bestimmten Glauben an die Zukunft. Ich meinerseits habe ihn. Wie es mit den Orthodoxen bestellt ist, davon das nächste Mal.

Krimmitschau.

Stimmen und Stimmungen.

Pfarrer Traub-Dortmund schreibt uns:

Wir würden zu dieser traurigen Sache schweigen, wenn nicht in letzter Zeit kirchliche Gesichtspunkte mit der Streitfrage verbunden worden wären. In der „Christl. Welt" hat Pfarrer Schink aus Krimmitschau zugleich im Namen seiner Amtsbrüder sein Urteil über die Sachlage abgegeben. Er war dazu vom Herausgeber aufgefordert worden. D. Rade selbst hatte wohl nicht geahnt, daß das erbetene Gutachten so ausfällt. Jedenfalls hat er mit mannhaftem Mut und klarem Urteil seine Auffassung in scharfem Gegensatz zu der von Pfarrer Schink gestellt. Der Brief war sicher in bester Absicht geschrieben. Er würde uns auch weiter gar nicht genieren, wenn er die Meinung eines einzelnen wiedergeben würde. Wogegen wir uns wahren, ist dies, daß dieser Brief dazu benützt wird, die „reaktionäre Stellung der Kirche in Arbeiterfragen" zu belegen. Diese Tatsache zwingt uns die Feder in die Hand — um der Arbeiter, um der Kirche willen.

Würde man heute eine Umfrage bei den evangelischen Pfarrern in Süd und Nord halten, so würden nicht bloß Hunderte so urteilen wie D. Rade, Naumann und der Schreiber des Artikels in Beilage Nr. 1. Die katholische Presse urteilt durchschnittlich weit objektiver wie Pfarrer Schink. Aber nicht um der Konkurrenz mit der andern Konfession willen, nicht aus Liebedienerei gegen die Masse, sondern aus Liebe zu unserer christlichen Sache verwerfen wir jene parteiische Stellungnahme Schinks grundsätzlich. Würde es sich um den rein lokalen Austrag einer Machtfrage zwischen hüben und drüben handeln, so hätte man, ohne genauestes Studium der Einzelheiten, keinen Grund, sich irgendwie einzumengen. Nachdem aber durch das Eingreifen staatlicher Macht nach dem einstimmigen Urteil aller sozialreformerisch interessierten Kreise die Wagschale der Macht nach einer Seite hin geneigt worden ist, liegt die Sache wesentlich anders. Da hat die Kirche keinen Anlaß, auch ihrerseits das Gewicht noch zu verstärken.

Dazu kommt ein anderes: Um in wirtschaftlichen Kämpfen urteilen zu können, genügen nicht einige zufällige lokale Beobachtungen. *Hat man nicht schon vorher sich gründlich mit der Erforschung sozialer Probleme abgegeben, dann ergreife man doch keine Partei. Es ist eine leidige Tatsache, daß man oft kirchlicherseits soziale Urteile abgibt, die durchaus gut gemeint sind, die aber jede gründliche Kenntnis der sozialen Bewegung vermissen lassen.* Als die Arbeitgeber sich beschwerten, daß ihnen die Theologen in die Arbeitsordnung oder in die technische Gestaltung ihres Betriebs hineinredeten, sagte man: „Sie haben Recht. Theologe, bleib bei deinem Leisten!" Wenn Arbeiterverbände zur Erringung eines Kulturfortschritts das ihnen gesetzlich zustehende Mittel des Streiks und Streikpostenstehens benützen, so soll nach Meinung mancher die Kirche dreinreden und sagen: „Das widerspricht dem Gebot der Unterordnung." *Heißt das nicht mit doppeltem Maß messen?* Wo bleibt da die Gerechtigkeit, die Grundvoraussetzung im christlichen Handeln? Der Streik in Krimmitschau ist eine ernste Frage an die evangelischen Pfarrer, vor allem der Großstädte: „Wie steht es mit der sicheren Kenntnis moderner sozialer Bewegung?"

Es ist mir oft wunderlich, warum sich der Haß der Arbeiter mehr gegen die evangelische, wie gegen die katholische Kirche und ihre Vertreter richtet. Es mag dies in etwas damit zusammenhängen, daß der katholische Priester, mehr aus dem Volke stammend, persönlichere Fühlung mit dem kleinen Mann hat. Allein diese Beobachtung trifft nicht bedingungslos zu und reicht jedenfalls nicht aus, jene Tatsache zu begründen. Ich denke, es

rührt daher, daß man von den Vertretern der reformatorischen Kirchen mehr erwartet. Wird der aufstrebende industrielle Arbeiterstand von der Kirche, welche die Güter der Glaubens- und Gewissensfreiheit dem modernen staatlichen Leben geschenkt hat, in seiner Erwartung auf Verständnis getäuscht, so wird sein Haß stark und immer stärker werden. Und es ist wahrhaftig nicht mehr an dem, daß die Kirche noch viel Vertrauen der Arbeiterbevölkerung einbüßen dürfte, ohne den größten eigenen Schaden zu nehmen. Ohne gründliches, soziales Wissen nehme man nicht Partei! Aber man meide auch den Schein, als benutze man die kirchlichen Mittel gegen einen aufstrebenden Stand.

Heute wollen wir bloß der Meinung entgegentreten, als ob die Vertreter der evangelischen Kirche an sich reaktionär wären. Die reformatorische Kirche kann ihre Vertreter nicht zwingen, sozial-reaktionär zu denken. Wir wollten dies aussprechen als Pfarrer, nicht als Nationalsozialer, nicht um unseretwillen, sondern um des Einflusses unserer Kirche in der modernen Arbeiterwelt willen. Wir möchten ihn nicht verloren geben, und unsere Volkskirche vor Schaden behüten.

Dazu noch verschiedene Äußerungen:

Die Nachbargeistlichen der Krimmitschauer Pfarrer haben sich mit dem Brief P. Schinks einverstanden erklärt; die Fabrikanten haben ihn als Flugblatt verbreitet.

Schinks Ausführungen tritt entgegen eine öffentliche Erklärung, die von einer Anzahl Herren veröffentlicht wird, die sich in Glauchau zur Vorbereitung der Gründung einer evangelisch-sozialen Vereinigung (am 17. Februar in Chemnitz) zusammengefunden hatten:

1) Wir erwarten von allen berufenen Vertretern der evangelischen Kirche, daß sie grundsätzlich jedem Versuch, dem Arbeiterstand in seinen Kämpfen um Verbesserung seiner wirtschaftlichen Lage ein geringeres sittliches Recht zuzumessen als den Unternehmern, scharf entgegentreten.

2) Ebenso erklären wir (unter selbstverständlicher Mißbilligung der vorgekommenen Ausschreitungen), daß die in dem Brief des Herrn P. Schink in Nr. 2 der „Christlichen Welt" dargelegte Auffassung des Krimmitschauer Streikes keineswegs in allen evangelisch-kirchlichen Kreisen Sachsens geteilt wird. Bemmann, P., Glauchau. Dr. Heber, P., Dresden. Kleinert, P., Klingenberg. Kruspe, P., Meißen. Lic. Dr. Kühn, P., Dresden. Liebster, P., Leipzig-V. Mulert, c. r. m., Leipzig. Sammler, P., Meerane. Lic. Steude, Seminardirektor, Waldenburg. Tittmann, Buchhändler, Oberlungwitz. Wapler, P., Oberpfannenstiel. Weidauer, P., Glauchau. Dr. Zinßer, P., Glauchau.

Weitere Zustimmungen wurden nicht eingeholt, weil inzwischen der Arbeitskampf beendet war. — P. Schink war auch in unserem Blatt (Beil. Nr. 4) als Naumannianer bezeichnet. Der Vorsitzende des national-sozialen sächsischen Landesverbandes Dr. Barge-Leipzig erklärt in Nr. 4 der „Chr. W.", P. Schink sei kein Nationalsozialer: „Ohne daß die Ehrlichkeit des sozialen Wohlwollens des Herrn Pfarrers bezweifelt werden soll, schlagen doch die durch ihn vertretenen Grundsätze den Anschauungen ins Gesicht, zu denen sich die Nationalsozialen in heißem Bemühen um ein tieferes Verständnis der modernen Arbeiterbewegung durchgekämpft haben." — Schließlich seien unsere Leser schon heute auf das in Zürich (Verlag von Albert Müller) erschienene Buch: Herrmann Kutter (Pfarrer am Neumünster in Zürich): „Sie müssen. Ein offenes Wort an die Christliche Gesellschaft" hingewiesen. Das Schweizerische Protestantenblatt (3) nennt es einen Hammerschlag an die Neujahrglocke der Christenheit und schreibt zum Schluß seiner Besprechung: „Möge dies gewaltige Buch alle Satten, Zufriedenen, kalten, gefrorenen Christen innerlichst erschüttern, daß sie mit anderen Augen die Brüder in der Bluse und im Arbeitskittel anschauen." Wir beginnen in der nächsten Nummer mit der Besprechung dieses Buches.

Vereine und Versammlungen.

Berliner Unionsverein. Wintervorträge. Friedrich Werdersches Gymnasium, Dorotheenstr. 13—14. Freitag, den 5. Februar, abends 8 Uhr: Prediger Lic. Neveling: Herder, ein klassischer Zeuge für die Einheit von Kultur und Christentum in der Zeit der Aufklärung. Freitag, den 12. Febrnar, abends 8 Uhr: Prediger Dietrich Graue (Brandenburg): Schleiermacher als religiöses Genie. Eintritt frei.

Berliner Hauptverein des Allg. evang.-prot. Missionsvereins. Jahresfest. 14. Februar, 6 Uhr, Trinitatiskirche (Charlottenburg): Predigt Missionar Pfarrer Schiller aus Kyoto in Japan. — Montag, den 5. Februar, 8 Uhr, Festversammlung in Kellers Festsälen, Köpenickerstraße 96: Vortrag mit Lichtbildern; Missionar Schiller: Japan und das Christentum; Ansprachen Prediger D. Kirms und Prediger Knauert. Eintritt 50 Pfg. an der Kasse.

Höchste Auszeichnungen.
Emmer-Pianinos.
Flügel-Harmoniums.
Fabrik Berlin 219, Seydelstr. 20.
Günstigste Zahlungsbedingungen.
Preisbuch gratis.

Die Religion Jesu Christi.
Von
W. Hollenberg, Superintendent.
Zweite verbesserte Auflage.
Dritter Abdruck. Preis 60 Pfg.
Carl Schünemann, Bremen.

Sanatorium „Villa Margaretha" in Nesse (Kreis Geestemünde) für Nerven- und Alkoholkranke
sorgfältige ärztliche Behandlung, familiäres Leben, nur 10 Herren.
Prospekt u. Auskunft durch den Direktor Chr. G. Tienken.

Feuchte Wände bekleide man in bewährt. Weise mit Falz-Baupappen „Kosmos". Muster und Abhandlung postfrei. A. W. Andernach in Beuel am Rhein.

Verkaufsstelle in Bremen:
Lucas & Kitzerow, Knochenhauerstrasse 27.

Technikum Altenburg S.-A. für Maschinenbau und Elektrotechnik.
Lehrwerkstätte. — Programme frei.
Staatsaufsicht.

Das Glaubensgericht.
Ein Zeitbild aus dem Hannöverschen in fünf Akten
von
Christian Ludwig.
Preis 1 Mk.
Carl Schünemann, Bremen.

S. Roeder's Bremer Börsenfeder.
Anerkannt beste Schreibfeder.
Ueberall zu haben; jedoch nur echt mit dem Namen: Roeder.

Für die Herausgabe verantwortlich: Pastor Emde, Bremen, Kirchbachstraße 7. Verlag und Druck von Carl Schünemann, Bremen.